



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

Der Kampf um die gemeinsame Armee. Die zwei Thronfolger.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76985](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76985)

andere als die magyarische Mehrheit nicht zustande bringen, auch nicht bei allgemeinem und gleichem Wahlrecht. Steuern und Rekruten waren nur von dieser Majorität zu bekommen; wurde sie abgestoßen, so drohten die schwersten Verfassungskämpfe. Franz Josef I. wollte seinen Königseid halten und das Land vor Zerrüttung bewahren. Das war ein beherzigenswerter Beweggrund, nur folgte daraus nicht, daß der über eine ansehnliche Machtfülle verfügende Herrscher sowohl das Abbröckeln der Gemeinsamkeit Österreich-Ungarns, wie die Mißhandlung der anderen Volksstämme Ungarns gestattete. Er ließ sich aber Zeit seines Lebens von dem zeitweilig Stärkeren einschüchtern und setzte, um der nächsten Gefahr auszuweichen, das Reich den Stürmen der Zukunft aus. Diesen Mängeln seiner Begabung zum Herrschen standen aber edle menschliche Eigenschaften, besonders reges Pflichtgefühl und nie rastende Arbeitsfreudigkeit gegenüber, so daß sein guter Wille von den Völkern der Monarchie gerne für die Tat genommen wurde. Sie räumten ein, daß bei der unermesslichen Schwierigkeit der Regierung Österreich-Ungarns Mißgriffe kaum zu vermeiden waren. Es war klar, daß er in Kroatien unter dem Einflusse Ungarns und nicht nach freiem Willen handelte. Die von den Magyaren begangenen schweren Fehler entlockten einem ihrer besten Männer, dem gemeinsamen Finanzminister Benjamin Kallay, 1903, den Stoßseufzer: „Meine Landsleute haben Kroatien schlecht behandelt, seine Entwicklung verhindert und es finanziell ausgebeutet, dafür werden sie einmal zahlen müssen.“

*

Der Kampf um die gemeinsame Armee.

Die zwei Thronfolger

Nach Aufhebung der Sprachenverordnung dauerte der Zwiespalt in Böhmen fort. Jetzt verlegten sich wieder die Tschechen auf Obstruktion, so daß die Tätigkeit des österreichischen Parlaments auch weiterhin lahmgelegt war, obwohl das Ministerium Körber (1900—1904) zwischen den Nationalitäten unparteiisch vermitteln wollte. Je ärger

es in Österreich zugeht, desto stolzer waren die Magyaren darauf, daß sie in ihrem Staat strenge auf eine geordnete parlamentarische Regierung hielten. Die neue Generation unter den Magyaren sah auf die weise Selbstbeschränkung Deak's gönnerhaft herab, und erkör sich Ludwig Kossuth zum Ideal. Nach dessen Tode (1894) kehrte sein Sohn Franz aus dem mit dem Vater geteilten langen freiwilligen Exil nach Ungarn zurück und übernahm die Führung der Kossuth-Partei, ein Mann von mäßiger Begabung, aber überaus eitel. Wohl huldigten er und die Seinigen dem greisen Könige, der den Magyaren nichts als Gutes erwiesen hatte; aber auch weiterhin forderten sie die Lösung der Gemeinsamkeit mit Österreich, die Zerschlagung der kaiserlichen Armee, ein selbständiges Zollgebiet und eine gesonderte ungarische Zettelbank. Als ersten Schritt verlangten sie die ungarische Dienst- und Kommandosprache bei den ungarischen Regimentern der gemeinsamen Armee. Wie in Österreich, so entlud sich auch in Ungarn die Hochspannung aus einem an sich unbedeutenden Anlasse.

Im Jahre 1902 verlangte der Kriegsminister die Erhöhung des jährlichen Mannschaftsersatzes um 23 000 Soldaten, vorwiegend zum Bedienen der neuangeschafften Geschütze. Das Ministerium Széll befürwortete den Antrag, die Regierungsmehrheit war einverstanden, nur die Kossuth-Partei widersprach; indessen sah ihr Großteil der Abstimmung mit Gemütsruhe entgegen. Da warf sich der Abgeordnete Ugron mit einem Fähnlein von etwa 30 Kossuthisten der Annahme entgegen und griff zu der auch in Ungarn bereits mißbrauchten Waffe der Obstruktion. Ugron war eine bemakelte Persönlichkeit, gegen den ein Betrugsprozesse schwebte; aus Furcht vor dem schlimmen Ausgange desselben setzte er als verzweifelter Spieler alles auf die Karte radikaler Opposition; drang er durch, so war er der Held der ultramagyarischen Öffentlichkeit und konnte sich dann aus seinen Geldverlegenheiten befreien. Demgemäß kündigte die äußerste Linke an, sie werde die parlamentarische Arbeit so lange hindern, bis der König, dem nach dem Gesetze die Leitung und die Organisation der Armee zustand, einwillige, die ungarische Dienst- und Kommandosprache einzuführen. Selbst Franz Kossuth mißbilligte anfangs das gewissenlose Beginnen Ugrons. Als sich aber nach wochen- und monatelanger Obstruktion unter den Magyaren die Gemüter erhitzten, war es Kossuth peinlich, im nationalen Radikalismus um etliche Pferdelängen überholt zu sein, und er schlug

sich zur äußersten Linken. Das Ministerium Széll vermochte den Sturm ebensowenig zu beschwören wie der aus Kroatien zur Staatsleitung geholt Rhuen-Hederváry. Darauf berief der Kaiser und König 1904 den Grafen Stefan Tisza, um seinen Landsleuten den Kopf zurechtzusetzen. Gegen Tisza traten aber auch die Grafen Andrássy und Apponyi in Opposition; sie verbanden sich mit Kossuth zu dessen Sturze, und gleich ihnen schloß sich auch Wekerle der Forderung nach der ungarischen Kommandosprache an. Das war bei Andrássy und Wekerle ein politischer Frontwechsel schlimmer Art, da sie durch Jahrzehnte zur bestehenden Organisation der Armee gestanden hatten. Die vereinigte Opposition brachte dem Ministerium Tisza bei den Wahlen von 1905 eine Niederlage bei. Der Monarch, der aus Liebe zum Frieden, den magyarischen Adelparteien zu Gefallen, eine ganze Anzahl von Vorwürfen des Ausgleiches geräumt hatte, erklärte jetzt endlich, seine Nachgiebigkeit sei zu Ende. Denn die zum Siege vordringende, fortschreitende Unabhängigkeitspartei kündigte selbst an, die ungarische Kommandosprache sei nur der erste Schlag zur Spaltung der Armee und zur Parlamentsgewalt über sie. Damit ward aber Franz Josef ans Herz gegriffen. Wich er auch diesmal zurück, so war der Zerfall der Monarchie nicht aufzuhalten. Zum Widerstand wurde er durch den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand leidenschaftlich aufgestachelt, der dem Kaiser bestimmt in Aussicht stellte, er werde bei fortgesetzter Schwäche Österreichs gegen Ungarn seine militärischen Würden und Ämter niederlegen¹⁾. Er hielt vor niemandem mit dem Vorwurf zurück, sein kaiserlicher Oheim entwerte durch das Preisgeben wichtiger Kronrechte das von ihm verwaltete habsburgische Erbe. Also gedrängt, sah sich der Kaiser vor der Unmöglichkeit, in Ungarn ein parlamentarisches Ministerium seines Sinnes zu bilden; statt dessen übertrug er schweren Herzens die Regierung am 17. Juni 1905 dem ihm treu ergebenen General Geza von Fejérváry. Dieser machte sich unverzagt an die schwierige Aufgabe, und verwaltete das Land mit fester Hand ohne Parlament, nach Bedarf auch sonst über das Gesetz hinwegschreitend; schließlich löste er das kaum gewählte Abgeordnetenhaus auf. Bei diesem Anlasse zeigte sich, daß der Kampf der magyarischen Oberschichten mit dem Königtum, wie auch der nationale Streit, die Massen ganz kalt ließ; in den Straßen von Budapest äußerte sich beim Aus-

¹⁾ Über die Haltung Franz Ferdinands zur Ungarnfrage vgl. Auffenberg-Romarów, „Aus Österreichs Höhe und Niedergang“, 1921 S. 93 u. a. O.

einandertreiben des Abgeordnetenhauses nicht die leiseste Teilnahme. Das hing auch damit zusammen, daß Fejérváry, darin vom Minister des Innern Kristoffy beraten, im Namen der Krone ankündigte, sie werde das allgemeine und gleiche Wahlrecht einführen. Da lenkten die Führer der herrschenden Klasse, in ihrer Machtstellung bedroht, ein und vereinbarten mit dem König einen Ausgleich. In der Armee-frage blieb nach dessen Willen alles beim alten, dafür ward die Regierung den Oppositionsparteien übertragen; Weyerle bildete am 8. April 1906 das neue Ministerium, in das Kossuth, Andrássy und Apponyi eintraten. Somit überließ die Krone, obwohl sie ihre Stärke gezeigt hatte, der magyarischen Parlamentsmehrheit wieder die politische und wirtschaftliche Ausbeutung des Landes, gleichzeitig auch die Zuchtrute über die Nationalitäten. Der Unterrichtsminister Apponyi ging noch rücksichtsloser als sein Vorgänger gegen das Volksschulwesen der Deutschen, Slawen und Rumänen vor.

Es war eine Pause im Ringen des Königtums mit dem Grundadel, der, durch das Schreckbild des allgemeinen Wahlrechts im Zaume gehalten, auf eine bessere Gelegenheit wartete, um sich zuletzt doch der Gewalt über die Armee zu bemächtigen. Damals sah der Adel nicht in den aufstrebenden Massen die größte Gefahr, sondern in dem künftigen Könige, der kein Hehl daraus machte, er werde, zum Throne gelangt, die Vorherrschaft der Magyaren mit Hilfe der Nationalitäten brechen. Erzherzog Franz Ferdinand, der Sohn des 1896 verstorbenen jüngeren Bruders des Kaisers, Karl Ludwig, war Thronfolger, da der einzige Sohn des Kaisers, Kronprinz Rudolf, am 30. Januar 1889 durch Selbstmord geendet hatte. Was sonst über das Ende Rudolfs erzählt worden ist, seine Ermordung durch einen Leibjäger oder den Oheim seiner Geliebten, Baronin Vetsera, ist eine Fabel. Wahr ist vielmehr, daß er, gemeinsam mit Marie Vetsera, freiwillig in den Tod ging. Nachdem beide in Briefen von ihren nächsten Angehörigen Abschied genommen hatten, erschöß der Kronprinz zuerst das ihm leidenschaftlich ergebene Mädchen, dann sich selbst. So endete der Fürstensohn, der, vielfach begabt, anfänglich zu schönen Hoffnungen berechtigt hatte. Später aber ergab er sich einem wüsten Leben und verzehrte im Trunk und mit Weibern seine Kraft; unfähig, sich aufzuraffen, glaubte er sich des Herrscherberufes unwürdig und fürchtete wohl auch dem Wahnsinn zu verfallen, der im Hause Wittelsbach, der Familie seiner Mutter, manches Opfer gefordert hatte. Nach der

Schuld und den Irrtümern seines Lebens, nach dem unseligen Verhältnisse zu seiner Gemahlin Stefanie von Belgien, erschien ihm die Liebe der Marie Vetsera als letzter Glücksstrahl, den er gierig einsog, um dann selbst zu verlöschen. Dies die Tatsachen, die zu deuten noch viel Scharfsinn angewendet werden wird, insbesondere ob die Selbstverwüstung auf krankhafte Anlage oder auf Übermut und den Einfluß elender Höflinge zurückzuführen ist. Die Gemeinschaft des Sterbens mit dem jungen Mädchen war gewiß nur ein Begleitumstand der in tieferen Gründen wurzelnden That. Das freiwillige Scheiden des Kaisersohns aus Glanz und irdischer Größe erschien der Welt unfasßbar, und da die Beweggründe sich ihr noch lange Zeit entzogen, war es begreiflich, daß die, wenige Tage nach seinem Tode erfolgte amtliche Bekanntgabe des Selbstmordes starkem Zweifel begegnete. Man hätte sich aber sagen sollen, daß dieses Ende dem Vater bei dessen Religiosität besonders furchtbar war, so daß es schon deshalb ausgeschlossen ist, er und seine Umgebung hätten gerade diesen Schleier zur Verhüllung des Geschehenen gewählt. Der Kaiser lehnte aber bei der Beratung mit dem ihm eigenen Geradsinn das Verschweigen ab, indem er sagte, er sei seinen Völkern die Wahrheit schuldig. Der nunmehrige Anwärter der Kaiserwürde, Erzherzog Franz Ferdinand, war aus härterem Stoffe; selbstwillig, ungestüm, voll großer Entwürfe, sah er seiner Thronbesteigung mit Ungeduld entgegen. Was in ihm mild und gütig war, wandte sich der Liebe zu seiner Gattin, der Gräfin Sofie Chotek, und seinen Kindern zu, denen er zärtlich zugehtan war. Aber gerade diese Ehe verhärtete ihn gegen die Außenwelt. Denn er mußte sich die ihm nicht ebenbürtige Gattin mit vieler Mühe erstreiten und dann für deren äußere Stellung immer aufs neue kämpfen. Die Sorge um seine vom Throne ausgeschlossenen Kinder drängte ihn zur genauesten Verwaltung seiner Güter; er war seinen Hinterlassen ein harter Herr, der sein Eigentum zähe zusammenhielt. Auch klagte seine Umgebung über den jähen Wechsel von Gunst und Ungnade. Auf der anderen Seite jedoch besaß er den Mut seiner Meinung, kannte sein künftiges Reich aus Reisen und stetem Verkehr; unaufhörlich arbeitete er an dem Bilde, nach welchem er als Herrscher den Staat formen wollte. So kam er zu festen Vorstellungen, und der starke Wille, mit dem er schon als Thronfolger oft den Widerstand von oben und von unten überwand, schien ihm selbst die Bürgschaft des Erfolges für sein Wirken als Herrscher. Er legte sich deshalb auch

keinen Zwang in dem Ausdruck seiner Zu- und Abneigung an, die ihn oft leidenschaftlich beherrschten. In allen diesen Dingen war er das Widerspiel seines sich an die Verhältnisse nur zu leicht anpassenden Oheims. Schon als Thronfolger war er durch seinen entwickelten Eigenthumsinn, seine Herbheit, seine Unduldsamkeit den Menschen un bequem; er wäre kein milder Herrscher geworden. Von seinem Plane steht der Grundgedanke fest: er gedachte den trotzigen Sinn der Magyaren um jeden Preis zu brechen und dafür die Südslawen an die Krone heranzuziehen, indem er sie zu einer staatlichen Gemeinschaft zusammensaßte. Das dualistische System verwarf er und setzte sich zur Aufgabe, ein Großösterreich mit der Autonomie jedes einzelnen Volksstammes aufzurichten. Überall wollte er mit fester Hand durchgreifen, auch in Böhmen, wo er beiden Nationalitäten Eigensinn vorwarf. Es mußte doch gelingen, sie zum Ausgleiche zu bestimmen. Zu diesem Zwecke zog er die Führer der beiden Parteien des Hochadels an seine Person heran, sie mit seiner Ungnade bedrohend, wenn sie wie bisher unter sich haderten und die zwei Volksstämme in ihrer Hartnäckigkeit bestärkten. Denn er lebte noch in der Vorstellung, die Völker seien von oben herab, durch die Kirche, den Adel und eine starke Armee, im Zaume zu halten. Damit würde er überall angestoßen haben, zumal da er, in bewußtem Gegensatz zu seinem Oheim, allfälligen Widerstand nicht zu beschwichtigen, sondern zu brechen für angezeigt hielt. Das deutete auf künftige Stürme, deren Beschwörung er sich zutraute — wohl mit Überschätzung seiner Kraft.

Am meisten Widerstand fand er bei den Magyaren, gegen deren Art des Regierens er Widerwillen hegte, woraus er ihnen gegenüber kein Hehl machte. Auch als das Ministerium Weyerle-Kossuth sich der bestehenden Ordnung anbequeme, versöhnte er sich nicht mit ihm und weigerte sich sogar, die Mitglieder des Ministeriums, außer bei den aus formellen Gründen nicht abzulehnenden Empfängen, zu sehen, bei denen er sich aber auf kurze, knappe Worte beschränkte. Nur einmal ließ er den Grafen Andrássy vor, um ihn mit Vorwürfen über das Treiben der Mehrheitsparteien zu überhäufen. Indessen waren deren Führer unter der Regierung Franz Josefs der Macht sicher, solange sie nur nicht an die Kommandogewalt der Krone rührten. So dauerte der Widerspruch der Regierungsmethode hüben und drüben der Leitha fort. In Osterreich fühlte sich die Krone stark, da sich die streitenden Nationalitäten gegenseitig die Wage hielten; der Kaiser ließ die Deut-

sehen seinen Unmut fühlen, in dem Glauben, sie und die Slawen im Zaume halten zu können. Jenseits der Leitha dagegen wurden die Zügel von den Führern des herrschenden Stammes straff angezogen.

*

Die großserbische Idee. Ermordung König Alexanders

Trotz diesen inneren Streitigkeiten behauptete sich Österreich-Ungarn noch als Großmacht infolge seiner Volkszahl und dank der Organisation, die ihm seit den Tagen des Prinzen Eugen von Savoyen einsichtige Herrscher und Staatsmänner geschaffen hatten. Unererschüttert war auch, wie die letzten Vorgänge in Ungarn bewiesen, das Ansehen des Herrscherhauses, die persönliche Verehrung für Kaiser Franz Josef. Diese Dämme waren jedoch schon unterwaschen, nicht zum wenigsten durch die Wogen, die von Südosten heranspülten. Serbien und Rumänien, selbständige Staaten geworden, übten auf die Stammesangehörigen in der Donaumonarchie wachsende Anziehung. Besonders seitdem die Karageorgevic den serbischen Thron bestiegen hatten, wurde Serbien für das Reich der Habsburger eine Gefahr. Nicht daß jenes Fürstengeschlecht die großserbische Idee erst ins Land gebracht hätte. Sie beschäftigte vielmehr die Geister seit dem Zeitpunkte der Einigung Deutschlands und Italiens; das kleine Piemont war das vom nationalen Ehrgeiz gewählte Vorbild. Von dem Zaren hoffte man, er werde ähnlich wie 1859 Napoleon III. dem Einigungswerk seine Waffen leihen.

Der erste Serbenfürst, der sich dem Gedanken der nationalen Erhebung in großem Stile hingab, war Michael Obrenovic. Er trat darüber ins Einvernehmen mit dem Fürsten Nikolaus von Montenegro, und war bereit, nicht bloß gegen die Türkei, sondern auch gegen Österreich-Ungarn loszuschlagen; die Aufrufe, so versichert Vladan Georgevic in seinem Buche „Die serbische Frage“, waren bereits fertig, als er mit Wissen des in der Verbannung lebenden Alexander Karageorgevic am 10. Juni 1868 ermordet wurde. Statt seines unmündigen Nachfolgers Milan Obrenovic (1868—1889) waltete im Lande eine Regentschaft; deren Haupt, Jovan Ristic, übernahm die großserbische Idee